

Ein russischer Soldat rechnet ab mit Putins Krieg

Der offene Bericht des Fallschirmjägers Pawel Filatjew sorgt für Aufsehen. Russland fehle das «moralische Recht», die Ukraine anzugreifen

ULRICH M. SCHMID

Als der 34-jährige Fallschirmspringer Pawel Filatjew vor drei Wochen seinen erschütternden Erfahrungsbericht «ZOV 56» im Internet veröffentlichte, versties er gegen eine Reihe russischer Gesetze, die seit Kriegsbeginn neu eingeführt oder verschärft wurden: Er «diskreditierte» die russischen Streitkräfte, er bezeichnete die Spezialoperation als «Krieg», er verbreitete «falsche» Informationen über russische Behörden, er «verletzte» die Interessen der Staatssicherheit, er beging «Landesverrat». Diese Tatbestände werden mit drakonischen Strafen von bis zu zwanzig Jahren Haft geahndet. Filatjew war deshalb gut beraten, nach der Publikation seines 141 Seiten langen Textes jeden Tag an einem anderen Ort zu übernachten. Vor kurzem ist er aus Russland geflohen, sein Aufenthaltsort ist unbekannt.

Filatjew prangert gravierende Missstände in der Armee an und verurteilt den russischen Angriffskrieg in der Ukraine mit scharfen Worten. Der Titel spielt auf die Propagandazeichen Z und V des Kremls an, bedeutet aber auf Russisch gleichzeitig «der Ruf». «56» steht für die Einheit, in der Filatjew diente. Er schreibt ein sehr umgangssprachliches, bisweilen sogar unflätiges Russisch, entwickelt aber mit seinem atemlosen Duktus einen beeindruckenden Erzählfuss.



Pawel Filatjew
Ehemaliger russischer Fallschirmjäger

Der Text weist auch einige Grammatik-, Orthographie- und Interpunktionsfehler auf.

In einem ersten Teil berichtet Filatjew, wie er wegen einer Augenverletzung aus dem Kriegsgebiet nach Sewastopol evakuiert wurde. Dann blendet er zurück und beschreibt seine Kindheit in einer Soldatenfamilie, seine Arbeit auf einem Reithof, seinen Wunsch, nach Australien oder Kanada auszuwandern. Allerdings machte ihm die Pandemie einen Strich durch die Rechnung, und so meldete er sich als Zeitsoldat bei der russischen Armee.



Ein russischer Panzersoldat in der Gegend von Donezk (Aufnahme von 6. März 2022).

ALEXANDER ERMOCHENKO / REUTERS

Dort wurde er mit unhaltbaren Zuständen konfrontiert: Er bekam keine passende Uniform, das Essen war karg und halb roh, man stellte ihm keinen Schlafplatz zur Verfügung, die Offiziere behandelten die Untergebenen ohne Respekt, die sanitären Verhältnisse waren prekär, die medizinische Versorgung ein Witz, militärische Übungen mit enormen Wartezeiten fanden nachts in eisiger Kälte statt, er erhielt erst nach vier Monaten eine eigene Waffe, die allerdings verrostet war, einen gerissenen Riemen hatte und sich nach wenigen Schüssen verklemmte.

Völlige Orientierungslosigkeit

Der zweite Teil ist ein Tagebuch des russischen Angriffs auf die Ukraine – Filatjew gehörte zu einer Einheit, die von der Krim aus nach Cherson vorsties. Er schildert die absolute Orientierungslosigkeit der russischen Soldaten, die über keinerlei Informationen verfügten. Man fragte sich: «Eröffnen wir das Feuer auf die angreifenden Ukrainer? Oder auf die Nato? Oder

greifen wir an?» Gerüchte machen die Runde: In drei Tagen soll Kiew fallen, Offiziere kündigten an, der Krieg sei in zwei Wochen beendet. Filatjew schreibt offen über die «Begeisterung» und «Erregung» beim Angriff: «Das Gefühl der enormen Macht, von der du ein Teil bist, berauscht dich.»

Die Erzählperspektive von unten erinnert an Tolstois berühmte Darstellung der Schlacht von Borodino in «Krieg und Frieden», die als unüberblickbares Chaos erscheint. Filatjew hebt hervor, dass auf dem ukrainischen Gebiet bei vielen Häusern die Nationalflagge wehte und die Gartenzäune gelb-blau gestrichen waren. Er gesteht, dass ihm der ukrainische Patriotismus Bewunderung abrang. Die lokale Bevölkerung empfing die russischen Besatzungstruppen mit «grimmiger Miene», die Alten bekreuzigten die Soldaten von Ferne, was in ihm einen ambivalenten Eindruck hervorrief: Man habe das Kreuzeszeichen als Segnung oder als Verabschiedung ins Jenseits deuten können.

Nach der Einnahme von Cherson führten sich die Soldaten wie die «Bar-

baren in Rom» auf und plünderten Privatwohnungen und Geschäfte. Angehörige der Sondereinheiten weigerten sich, Protestdemonstrationen aufzulösen, weil sie sich nicht den erbosten «Okkupanten!»-Rufen von Frauen und Alten aussetzen wollten. Filatjew erwähnt auch Kriegsverbrechen, von denen er allerdings nur gehört hatte: Eine Mutter starb mit ihren Kindern in einem Privatwagen, der von einem russischen Schützenpanzer beschossen wurde.

Im dritten Teil formuliert Filatjew eine scharfe Anklage gegen den Krieg: Russland habe kein «moralisches Recht» gehabt, die Ukraine anzugreifen. In der russischen Militärorganisation herrschten «schreckliche Korruption und Chaos». Im Zerfall der Armee spiegle sich die Dekadenz des Staates. Filatjew benennt offen die Sinnlosigkeit des Kriegs: «Hat Russland nicht genug Territorium? Haben nicht alle, die in Russland leben wollen, schon russische Pässe erhalten und sind zu uns gezogen?»

Filatjews Bericht gipfelt in einer Schmährede gegen die «Biomassen mit

russischen Pässen», die der Schlächtere in der Ukraine gefühllos gegenüberstehen: «Wo wart ihr, als wir ums Leben kämpften, verletzt wurden und Entbehrungen litten? Wo?! Ihr habt um eure Behaglichkeit gebangt und wart nicht in der Lage, zum Verwaltungsgebäude zu gehen und «Kein Krieg!» zu sagen, weil ihr Angst hattet, eine Busse zu bekommen.» Er greift auch die russische Elite an: «Ich sehe in den Schützengraben keine Kinder von Skabewja, Solowjow, Kisseljow, Rogosin, Lawrow, Medwedew, dafür höre ich ständig von ihnen, dass man töten müsse.»

Es gehört zu den Qualitäten des Berichts, dass Filatjew sich selbst nicht von seiner radikalen Kritik ausnimmt: «Ich schäme mich, dass ich all dies nicht korrigieren kann und auch nicht weiss, wie man es macht.»

Die Frage der Echtheit

Die russischen Staatsmedien verschweigen den Bericht und die darin enthaltenen Anklagen konsequent. Unterstützung erhielt Filatjew vor allem vom Menschenrechtler Wladimir Osetschkin, mit dem er auf der Website Gulagu.net («Nein zum Gulag») ein über dreistündiges Gespräch führte. Osetschkin war bereits 2015 nach Frankreich emigriert, als ihm die russischen Behörden mit einem fragwürdigen Gerichtsverfahren gedroht hatten.

Auf dem oppositionellen Sender TV Rain, der nur noch auf Youtube senden kann, erschien ein weiteres Interview. Das Video hat innerhalb einer Woche über 1,5 Millionen Zuschauer erreicht. Filatjew unterstrich in dieser Stellungnahme, dass er ein russischer Patriot sei und nichts Negatives über seine Kameraden sagen wolle. Schon in seinem Bericht machte er deutlich, dass er lange mit sich gerungen hatte, bevor er an die Öffentlichkeit trat: «In mir selbst hört der innere Dialog aus einem Cocktail von Gewissen, Patriotismus und gesundem Menschenverstand nicht auf.»

Es ist kaum möglich, die Echtheit des Berichts zu überprüfen. Zahlreiche westliche Medien haben inzwischen über den Fall berichtet. Immerhin gibt es Fotodokumente, die grundlegende Angaben zu bestätigen scheinen. Jedenfalls würde Filatjews «ZOV 56» das Scheitern des russischen Angriffskriegs auf überzeugende Weise erklären.

Isjum ist schlimm und Mariupol noch schlimmer, aber am schlimmsten ist es in Butscha

Kriegstagebuch aus Charkiw, zweiter Teil (10). Von Sergei Gerasimow

In Nord-Saltiwka zu leben, ist nicht das Schlimmste, was einem passieren kann. Denn man kann immer mit dem Auto wegfahren, um sein Leben zu retten, oder wenn man kein Auto hat, kann man von dort aus einfach jede Strasse entlanggehen, die von der Umfahrs autobahn wegführt. Es gibt aber Orte, von denen aus es unmöglich oder fast unmöglich ist zu entkommen.

Einer von ihnen ist Isjum, eine Stadt in der Gegend von Charkiw. Für die Menschen, die dort leben, dürfte Nord-Saltiwka ein friedlicher Ort sein. Eine Frau, der es gelang, aus Isjum zu fliehen, erzählt, dass sie ihr Haus verlassen habe, kurz nachdem die russischen Truppen in der Stadt aufgetaucht seien. Sie fanden Obdach in einem Keller unter einem kleinen privaten Wohnhaus. Dort unterzukommen, war eine gute Idee, denn das Gebäude, in dem sie gewohnt hatten, wurde schon bald von Bomben getroffen und stürzte ein.

Und es fielen weiter Bomben. Es ist wirklich beängstigend, dem Geräusch von Kampfflugzeugen zu folgen, die

über dein Haus pfeifen, und wenig später Explosionen in der Umgebung zu hören. Die Explosionen kommen näher, dann entfernen sie sich wieder, aber das heisst keineswegs, dass man in Sicherheit ist, ganz und gar nicht. Denn die Kampfflugzeuge kehren immer wieder zurück, um erneut Bomben auf dich zu werfen, denn sie wollen auf Nummer sicher gehen.

Gelähmt vor Angst

Die Frau erzählt, dass sie sich im Keller geduckt hätten, als eine Bombe auf das Haus über ihnen gefallen sei. Plötzlich tat sich ein Stück Himmel über ihnen auf. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt, aber ihre alte Mutter war so schockiert, dass sie weder rennen noch gehen konnte. Sie mussten sie tragen, so gelähmt war sie vor Angst. Kaum waren alle draussen, stürzte die Hauswand ein und begrub unter sich die Stelle, an der sie noch vor einer Minute gestanden hatten.

Sie fanden sich wieder auf offenem Feld, völlig ungeschützt. Die Bomben

fielen immer noch, und die Gebäude um sie herum sackten eines nach dem anderen in sich zusammen. Dann sahen sie zwei Autos vollgepfercht mit Menschen, die versuchten, über das, was von der brennenden Strasse übriggeblieben war, zu entkommen. Als die Autos anhielten, gelang es ihnen, die alte Frau in das erste Auto zu quetschen, und es raste davon, in Richtung Sicherheit. Die Leute im zweiten Auto aber gaben zu verstehen, dass sie keinen Platz mehr hätten. Sie könnten niemanden mitnehmen.

«Und was ist mit dem Kofferraum?», fragte die Frau, und die Leute im Auto sagten, dass der Kofferraum voller Taschen sei.

Sie öffneten den Kofferraum, und die Frau stellte fest, dass sich die Taschen zusammenschieben liessen. Daraufhin wurden zwei erwachsene Menschen in den mit Bagage vollgestopften Kofferraum versorgt, und alle vermochten sie sicher aus Isjum zu entkommen.

Und doch ist das Leben in Isjum auch nicht das Schlimmste, was einem pas-

sieren kann. An manchen Orten ist es viel schlimmer. In Mariupol etwa verstecken sich Tausende von Menschen in den unterirdischen Labyrinthen zum Schutz vor den schwersten Bomben, die Russland herzustellen imstande ist. In Mariupol starben Hunderte von Menschen, unter ihnen Kinder und schwangere Frauen, begraben unter den Trümmern des in Schutt und Asche gelegten Stadttheaters.

Winterkleidung im Sommer

Zwei Bilder aus Mariupol haben sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Auf dem einen blühen die ersten Frühlingsblumen vor dem Hintergrund der Überreste des Theaters. Auf dem anderen Bild formt eine Ärztin, die sich in den unterirdischen Labyrinthen versteckt hat, mit beiden Händen ein Herz, nur sind ihre Hände blutverschmiert, weil sie gerade eine Operation hinter sich hat.

Heute, am 2. Mai, wurden etwa hundert Zivilisten aus Mariupol gerettet. Es

sind hauptsächlich Frauen mit Kindern. Die Tage sind bereits warm und sonnig geworden, aber die Frauen und Kinder, die aus den Ruinen gekrochen waren, tragen noch ihre Winterkleidung, denn in den Labyrinthen unter der Stadt war die Zeit stehengeblieben.

Und es gibt noch viel schlimmere Orte. So wie Butscha, viele Städte und Dörfer, in denen die Russen mit perversem Vergnügen Menschen gefoltert, vergewaltigt und in Massen getötet haben.

Sergei Gerasimow und seine Frau leben im Zentrum von Charkiw in einer Wohnung im dritten Stock eines Hochhauses. In der NZZ sind im Laufe des Frühjahrs 71 «Notizen aus dem Krieg» erschienen. Sie liegen mittlerweile gesammelt unter dem Titel «Feuerpanorama» als Buch bei DTV vor. Obwohl über der Millionenstadt Charkiw noch immer nach dem Prinzip Zufall und Terror russische Raketen niedergehen, hat das Ehepaar beschlossen auszuharren. Nach einer Erschöpfungspause hat Gerasimow sein Schreiben wieder aufgenommen.

Aus dem Englischen von Andreas Breitenstein.